

# Sprache als Brücke - Sprache als Grenze?

Dr. Peter Rosenberg (Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder)

**Einleitend: Lob der „Grenze“**

**1 Sprachen in Europa: Brücken oder Grenzen**

**2 Sprachen in Deutschland: Integration oder Desintegration**

**3 Sprache in der Wissenschaft: disziplinär – interdisziplinär – transdisziplinär?**

**Schluss: Von Brückenbauern und Grenzgängern**

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Platzeck, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Szymanski (man möchte sagen: lieber Horst), sehr geehrte Frau Dallmaier, meine Damen und Herren !

Ich freue mich sehr über diese Einladung und will gern – als Sprachwissenschaftler der Europa-Universität Frankfurt (Oder), einer Universität dieser Grenzregion – über das Thema SPRACHE ALS BRÜCKE VON MENSCH ZU MENSCH sprechen, das Sie als Ihr Kongressthema gewählt haben.

## **Einleitend: Lob der „Grenze“**

Sprache kann eine Brücke sein.

*Was aber, wenn Sprache behindert, eingeengt, nicht möglich ist oder nicht verstanden wird?* fragt die Vorsitzende des dgs-Landesverbandes Brandenburg, Frau Dallmaier, in ihrem Grußwort.

Die menschliche Redefähigkeit, die der Gegenstand Ihrer aller beruflichen Tätigkeit und der Vorträge dieses Kongresses ist, ist das primäre Medium unserer sozialen Interaktion, unseres Sozialverhaltens: unsere Verbindung zum Anderen. Aber es ist nicht das einzige Medium, es muss auch mit eingeschränkten Mitteln gehen, und es gibt nicht nur die schroffe Alternative zwischen Kompetenz und Defizit. Es gibt Grade der Kompetenz, Ersatzstrategien, es gibt Mehrsprachigkeit mit unterschiedlich ausgebildeten Fähigkeiten in den vorhandenen Sprachen oder Varietäten, es gibt Graustufen, nicht nur Schwarz-Weiß. Die Bearbeitung dieses Übergangsraums ist es, was uns alle, die wir mit Sprache und Kommunikation im weiteren Sinne beschäftigt sind, vereint. Wir sind in diesem Sinne alle Brückenschlagende.

Mit diesem Lob des Zwischenraums, des Übergangs, des Brückenbauens könnte ich nun fortfahren, und uns einen schaumigen Morgen bereiten, einen sanften Übergang in den anstrengenden Kongresstag, bei dem jeder seinen eigenen Gedanken nachhängen kann, – und den Menschen ein Wohlgefallen...

Ich will es uns nicht ganz so einfach machen. Sprache kann eine Brücke sein, sie kann ebenso gut eine Barriere sein, die nur schwer zu übersteigen ist.

*Die Brücke ist ein weit verbreitetes Symbol für die Überwindung von Gräben und die Verbindung über trennende Grenzen hinweg.*

So fängt eine Definition an. Die Brücke setzt also die Grenze gedanklich voraus.

Wir sind heutzutage sehr geübt, von Brücken zu reden, von Grenzen vielleicht weniger.

In Deutschland ist tunlichst alles nach DIN geregelt, so auch, ab wann man von einer Brücke spricht:

*Als Brücken gelten alle Überführungen eines Verkehrsweges über einen anderen Verkehrsweg, über ein Gewässer oder über tieferliegendes Gelände, wenn ihre lichte Weite zwischen den Widerlagern 2,00 m oder mehr beträgt. (Definition nach DIN 1076 aus Verkehrsblatt-Dokument Nr. B 5276 Vers. 07/97).*

Die Grenze darf offenbar nicht zu schmal, sondern sie muss einschneidend genug sein.

Wer Brücken passiert, ist Grenzgänger.

Die Metapher der "Grenze" und des „Grenzgängertums“ wird im Deutschen einigermaßen inflationär gebraucht („Grenzgänger“ hat 460.000 Einträge bei google, „Grenzgängertum“ noch einmal so viel).

Der Grenzgänger ist eine Figur von Prestige, signalisiert er doch Bereitschaft und Erfahrung im Umgang mit Fremdem, „Offenheit“ statt Borniertheit, die Fähigkeit, zu „neuen Ufern“ vorzudringen. Der Brückenbauer ist der Wegbereiter all dieser edlen Eigenschaften des postmodernen Individuums.

Dabei ist dieses Bild keineswegs neu. Drei Beispiele unterschiedlichen Alters:

Der *Pontifex maximus*, der Papst als „oberster Brückenbauer“, steht für diese Vermittlungsinstanz, ohne die es – jedenfalls ganz katholisch gedacht – nicht geht.

Den Aufbruch zu neuen Ufern symbolisierte auch der Name der Anfang des 20. Jahrhunderts in Dresden gegründeten expressionistischen Künstlergruppe DIE BRÜCKE. Der Name geht auf Schmidt-Rottluff zurück: Erich Heckel schrieb in wunderbarer Offenheit über die Programmlosigkeit des Namens in sein Tagebuch:

*Wir haben natürlich überlegt, wie wir an die Öffentlichkeit treten könnten. Eines Abends sprachen wir auf dem Nachhauseweg [in Dresden, P.R.] wieder davon. SR sagte, wir könnten das Brücke nennen – das sei ein vielschichtiges Wort, würde kein Programm bedeuten, aber gewissermaßen von einem Ufer zum anderen führen. (nach: Röthel, Hans Konrad (1965): Die Brücke. S.184)*



**Dresden: Augustusbrücke 1900**

**Schmidt-Rottluff: Fischerboote**

Auf der Rückseite jeder Euronote ist ebenfalls eine Brücke als einendes Symbol der europäischen Gemeinschaft abgebildet.



Und die Europa-Universität Viadrina versteht sich ebenfalls als Brückenuniversität, die den „Bogen“ zwischen Ost- und Westeuropa in Studenten- und Dozentenschaft wie im Lehr- und Forschungsprogramm schlägt.



Nun ist nicht jede Brücke gleich stabil, nicht jede Überquerung gleichermaßen reizvoll.

Es gibt in unserem kollektiven Gedächtnis die verheißungsvollen Objekte der Begierde, die eine Ästhetik des Völkerverbindenden; des Kosmopolitischen und Globalen verkörpern.





**Brooklyn Bridge, New York**



**Golden Gate, San Francisco**



**Kettenbrücke, Budapest**





**Rialto, Venedig**

Daneben aber gibt es auch die bedrohlichen, schwindelerregenden, die von Abbruch und Absturz gefährdet erscheinen oder deren „andere Seite“ wenig verlockend ist:



**Seilbrücke, Steiermark**



**Seufzerbrücke, Venedig** (zwischen Dogenpalast und Gefängnis)



**Stari Most, Mostar** (zwischen bosniakisch geprägtem Ost- + kroatisch geprägtem Westteil)

Gerade im letzten Fall ist der Brückenmythos unübersehbar: Die als symbolische Brücke zwischen Ost und West, zwischen überwiegend christlichem und überwiegend islamischem Stadtteil geltende Brücke wurde 1993 zerstört, 2004 wiedereröffnet und 2005 in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes aufgenommen als "Symbol der Versöhnung und internatio-

nenalen Zusammenarbeit [...] und [...] Symbol für das Zusammenleben von verschiedenen religiösen, kulturellen und ethnischen Gemeinden".

Wer die Verhältnisse in Mostar kennt, weiß allerdings um die fragile Konstruktion dieses Zusammenlebens.

Wir wollen ein wenig hinter den mythischen Vorhang schauen. Der Mythos gebietet, die Brücken zu sehen, nicht die Grenze. Wenn alle über *Brücken* reden, lassen Sie uns für einen Augenblick über *Grenzen* reden.

Das will ich im Folgenden – ganz im Themenspektrum des Grußworts von Frau Dallmaier – an drei Beispielen tun:

- 1 Sprachen in Europa: Brücken oder Grenzen**
- 2 Sprachen in Deutschland: Integration oder Desintegration**
- 3 Sprache in der Wissenschaft: disziplinär – interdisziplinär – transdisziplinär?**

## **1 Sprachen in Europa: Brücken oder Grenzen in Europa**

Sprachenvielfalt ist nach der Charta der europäischen Regional- oder Minderheitensprachen ein „kultureller Reichtum“ (Präambel). Das ist wahr, aber nur die halbe Wahrheit. Sprachenvielfalt ist Ausdruck ethnischer Vielfalt. Und ethnische Vielfalt kann durchaus auch konflikthaft sein - und sie kostet in jedem Falle Geld. Grund genug, etwas genauer hinzuschauen, wie eine Bilanz der Sprachenvielfalt innerhalb und außerhalb Europas ausfallen könnte.

Ethnische Säuberungen und ethnische Konflikte haben die Welt am Ende des 20. Jahrhunderts in Atem gehalten, und es scheint – gerade in diesen Tagen –, dass dies im beginnenden 21. Jahrhundert eher zunehmen als abnehmen wird.

Auch in Europa sind viele der Konfliktherde, die uns in den vergangenen zwanzig Jahren beschäftigt haben, ethnische Konflikte gewesen, vor allem in Ost- und Südosteuropa. Dies betrifft nicht nur, jedoch insbesondere die „Hinterlassenschaft“ des ehemals sozialistischen Lagers. Nach seinem Ende ist das offene ethnische Konfliktpotential global stark angestiegen:

*Das weltweite Kriegsgeschehen nach 1989 ist durch einen Anstieg der Zahl der neu begonnenen Kriege gekennzeichnet (Rabehl/Schreiber 2001)*

insbesondere von innerstaatlichen Konflikten – eine Entwicklung, die zuletzt während der großen Dekolonisationsperioden der späten 1940er Jahre in Asien und der 1960er in Afrika beobachtet wurde. Gut die Hälfte aller weltweit akuten ethnischen Konflikte, heißt es, seien auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion zu finden.

In den meisten ethnischen Konflikten dauert es nicht lange, und die Sprachenfrage wird thematisiert. Offenbar dient der Kampf um die Nationalsprache als Treibsatz, der ethnische Konflikte explosiv werden lässt. Es gilt dabei – insbesondere in Osteuropa – die Formel:

Die Nationalsprache macht die Nation.

Dies ist ein Rückgriff in die Epoche der Nationalstaatenbildung des 19. Jh. Ernst Moritz Arndt, nach dem immerhin eine Universität in Mecklenburg-Vorpommern benannt ist, fasste dies in die Worte:

*Die Sprache also macht die rechte Gränze der Völker. (Ernst Moritz Arndt, 1813).*

Schauen wir einmal ganz selektiv auf die europäische Minderheiten- und Nationalitätenkarte, um uns einen Eindruck zu verschaffen:





**Europäische Sprachenkarte (nach Haarmann 1993)**

Die **ehemalige Sowjetunion** ist unter anderem an ihren Nationalitätenproblemen zerfallen.

Die **Kaukasusstaaten** und -gebiete mit ihren 57 Sprachen (vgl. Haarmann 1993: 49) haben uns zuletzt aufgrund ihrer ethnischen Konflikte beschäftigt.

Die **Tschechoslowakei** hat sich inzwischen in die Tschechische und die Slowakische Republik geteilt.

Im ehemaligen **Jugoslawien** hat man einen blutigen Krieg geführt und eine „ethnische Säuberung“ verfolgt. Die Sprachen Serbisch, Kroatisch, Slowenisch, Bosnisch wurden zu Nationalsprachen erhoben, aus Legitimationsgründen zu völlig separaten Sprachen erklärt und bewusst auf maximalen Abstand zu den umgebenden Sprachen hin ausgebaut.

Nachdem **Polen** seit 1945 ein „monoethnisches“ Konzept der polnischen Gesellschaft verfolgt hat, die die Existenz von Minderheiten in Polen vernachlässigte oder leugnete (Wicherkiewicz 1994), sieht sich Polen heute einer außerordentlich ermutigenden Renaissance der Minderheiten und der Minderheitensprachen gegenüber. Der EU-Beitritt und die von der EU – mit zweierlei Maß angesichts der Defizite in manchen Alt-EU-Ländern – gestellten Bedingungen haben hierzu zweifellos beigetragen. Dies gilt auch für andere Neu-EU-Länder.

In **WESTEUROPA** hat man in der Nationalitäten- und Minderheitenpolitik keineswegs alle Probleme gelöst, wie es mancher nach der Aufzählung der Minderheitenprobleme in Ost- und Ostmitteleuropa vielleicht annehmen möchte. Dies zeigt etwa die immer noch schwierige Balance der Sprachgruppen in **Belgien** ebenso wie die weitgehende Verdrängung der nicht-französischen Sprachen in **Frankreich**, die unter einer zentralistischen Sprachen-



politik viele Jahrzehnte als „patois“ behandelt wurden, als „Provinzsprache“, ja schlimmer als eine Art „Maul- und Klauenseuche“ (von „patois“ von *patte* ‚Pfote‘). Ein Beispiel für die Verdrängungsbemühungen ist etwa die „Rue Brulée in Strasbourg [die ehemalige „Brandgasse“ - nach dem berühmten Maler Sebastian Brand] oder das „Lycée Suisse“ [ehemals Albert-Schweitzer-Gymnasium].

Im **deutsch-dänischen Grenzgebiet** wurde vor 150 Jahren noch um Minderheitenrechte und sprachliche Dominanz mit Waffengewalt gekämpft. Erst mit der Volksabstimmung 1920 gelang es schließlich, die Konflikte einer Lösung zuzuführen: Heute verfügen beide Gruppen über eine relativ stabile ethnische und kulturelle Identität, die sich in Bilingualität und Bikulturalität zeigt:

Für die **Sorben** und **Friesen** existieren in den Bundesländern Brandenburg bzw. Sachsen und Schleswig-Holstein eine Reihe von Minderheitenschutzregelungen in den Landesverfassungen (in Schleswig-Holstein auch für Sinti und Roma). Die Sorben in der Oberlausitz (Sachsen) verfügen über eine ausgeprägte ethnische Identität, die auch mit einer sprachlichen Kompetenz des Obersorbischen einhergeht. Die hiesigen Wenden/Sorben der Niederlausitz verfügen ähnlich wie die Friesen über ein ethnisch-kulturelles Eigenbewusstsein, oft ohne die Sprache zu sprechen.

Ein vorsichtiges Resümee zeigt: Es gibt zumindest ebenso viele Beispiele, in denen Sprachkonflikte neue Grenzen aufrichten, wie Fälle, in denen sprachlich-kulturelle Vielfalt als gesamtgesellschaftlicher Reichtum gesehen wird.

Ob Sprache Brücke oder Grenze ist, hängt sehr von den zugrunde liegenden sprachen- und minderheitenpolitischen Konzepten ab. Ich nenne hier fünf erfolgreiche Elemente:

### **Erfolgreiche Konzepte zur Förderung europäischer Sprachenvielfalt**

- ① **Bekenntnisprinzip**
- ② **Statuspolitik**: Mehrsprachigkeit muss sich als **nützlich** erweisen:
- ③ **Multiple** ethnisch-kulturelle Identität : ethnische **≠** nationale Identität
- ④ **Föderalismus** statt Zentralismus
- ⑤ Moderne Minderheiten in Europa: **bilingual und bikulturell**

- ① Das *Bekenntnisprinzip* des deutsch-dänischen Modells: Minderheitenangehörige müssen die Freiheit haben, sich ohne jede Restriktion zur Minderheit (oder auch zur Mehrheit!) zu bekennen!
- ② Eine gezielte „Statuspolitik“ muss Minderheitensprachen einen Nutzen zuweisen. Das Prestige der Mehrsprachigkeit kann genutzt werden, wie etwa im Falle der „education bilingue paritaire“ (der paritätischen Zweisprachigkeit in vielen Schulen des Elsass) oder der (zweisprachigen) Kindergärten und Schulen in Schleswig, die auch für die jeweilige Mehrheitsbevölkerung attraktiv sind.
- ③ Minderheiten sind in aller Regel nicht homogen geprägt, sondern tragen mehrere Identitäten in sich. Eine Frage: *Bist du Sorbe oder Deutscher?* ist folglich unsinnig. Die „zwei Seelen in der Brust“ machen gerade ihre Spezifik aus, ihre Rolle als „Grenzgänger“ und – im optimalen Falle – als Kulturmittler.
- ④ *Zentralismus* und Minderheitenschutz vertragen sich schlecht. Das Beispiel Frankreichs zeigt dies nachdrücklich.

- ⑤ Minderheitensprachen sind zahlreich, aber sie gehen zurück. Dies ist bis zu einem gewissen Grade eine unvermeidliche Folge der Mobilität moderner Gesellschaften, des Austauschs, des Verkehrs, der Kommunikation und des Medienkonsums auf nationaler wie internationaler Ebene. Die meisten Minderheiten in Europa haben aber ein „Jugendproblem“: Im modernen Europa sind Minderheiten immer weniger zu denken als Gruppen von „Hintersassen“, Waldbauern und Bergbewohnern, die ihre Minderheitenexistenz der bloßen Abgelegenheit ihrer Siedlungsgebiete und der kommunikativen Binnenorientierung zu verdanken haben. Moderne Minderheiten in Europa werden nur als bilinguale und bikulturelle überleben können.

Unter entsprechenden Verhältnissen kann Sprachenvielfalt ein belastbares Gefüge bilden, ein Netzwerk mit stabilen Brücken, die in beiden Richtungen offen sind, keine inselartigen Festungen mit Burggräben und argwöhnisch kontrollierten Zugbrücken.

Dies gilt selbstverständlich nur, wenn es Verkehrssprachen gibt, die der Partizipation dienen und eine Verständigung über kulturelle Übereinstimmung und Differenz erlauben.

Daher will ich einen zweiten Aspekt ansprechen:

## **2 Sprachen in Deutschland: Integration oder Desintegration**

Sprache ist auch im Lande oft weniger eine Brücke denn eine Barriere.

Das Einwanderungsland Deutschland hat seine Lektion lernen müssen: Ohne eine beharrliche Integrationspolitik wird die Gesamtgesellschaft eine Reihe von Problemen bekommen, nicht nur die Menschen mit Migrationshintergrund. Diese Integrationspolitik wird bestrebt sein müssen, vielfältige „Brücken“ zu bauen, die allesamt einem Zweck dienen: Partizipation zu ermöglichen, nicht zu erzwingen.

Integration ist nach dem Migrationsforscher Friedrich Heckmann „die Abnahme von Unterschieden zwischen Aufnahmegesellschaft und Migranten“. Statt einer ohnehin unrealistischen – und nicht wünschenswerten – Assimilation als quasi rückstandsloser und einseitiger Anpassung der Migranten an die Aufnahmegesellschaft ist eher eine Akkulturation zu erstreben: eine beiderseitige (wenn auch sicher nicht symmetrische) Veränderung, insbesondere in der Entwicklung gemeinsamer kultureller Wertorientierungen.

Integration findet statt als strukturelle Integration (Zugang zum Arbeitsmarkt, Bildungsmarkt, Wohnungsmarkt und Staatsbürgerschaft), als soziale Integration (Netzwerke, Sozialbeziehungen), kulturelle Integration (Wertorientierungen, Sprache) und identifikatorische Integration (subjektives Zugehörigkeitsempfinden). Sprache hat auf allen diesen Ebenen eine Schlüsselrolle.

Die sich in letzter Zeit überschlagenden Bilanzen der Schulleistungsuntersuchungen haben ergeben, dass die Bundesrepublik – und nicht nur sie – Defizite gerade im Bildungsbereich hat.

Der Befund ernster Bildungsdefizite bei Schülern mit Migrationshintergrund ist international weitgehend durchgängig:

*In allen Einwanderungsländern bleiben die Schulleistungen von Migrantenschülerinnen und -schülern hinter den Leistungen der einheimischen Schülerinnen und Schüler zurück. [...] Für geringere Bildungsbeteiligung und fachliche Rückstände von Migrantenschülerinnen und -schülern können weitgehend Defizite in der Sprache, die als Medium des Unterrichts verwendet wird, verantwortlich gemacht werden. (Reich et al. 2002: 28)*

Dieser Befund hat eine Reihe von sozialen, kulturellen, im Besonderen auch sprachlichen Gründen. In Deutschland hat sich gezeigt, dass der Bildungserfolg mit der Verwendung der Verkehrssprache Deutsch im Alltag zusammenhängt. Bildungsdefizite gelten nach den PISA-Ergebnissen besonders für Kinder, deren beide Eltern Migranten sind.

*Obwohl die Jugendlichen türkischer Herkunft in Deutschland geboren und zur Schule gegangen sind, verwenden sie zu vergleichsweise geringen Anteilen die deutsche Sprache im Alltag und ihre durchschnittlichen Kompetenzen im Lesen und in der Mathematik liegen in fast allen Ländern auf einem Niveau, welches ein erfolgreiches Weiterlernen in Ausbildung und Beruf gefährdet erscheinen lässt. (PISA-Konsortium Deutschland 2003: 33f.)*

Der Vergleich zwischen türkischen und russlanddeutschen Jugendlichen mache deutlich, dass sich der Gebrauch der deutschen Sprache im Alltag nicht automatisch mit der Aufenthaltsdauer einstellt (ebd.).

Die Hamburger Schüler-Studie LAU mit Schülern aller 5. Klassen sagt hierzu Ähnliches:

*Befunde zeigen durchgängig eine geringere Testleistung der ausländischen Schülerinnen und Schüler [...] die Rückstände [sind] am stärksten im Untertest 'Sprachverständnis' ausgeprägt, was in klarem Zusammenhang mit dem Gebrauch der Herkunftssprache im Elternhaus steht. (...)die beobachteten Leistungsrückstände [können] wohl nicht gänzlich auf die besondere soziale Lage zurückgeführt werden, in der sich viele von ihnen befinden. (Lehmann et al. 1997: 71.)*

Die Ineffizienz der Teilnahme am deutschen Schulwesen liegt offen zutage: Die Verteilung von Schülern mit Migrationshintergrund auf die Schulzweige weist deutliche Unterschiede zu anderen Schülern auf:

Tabelle 10 Entwicklung der Schulabschlüsse von Deutschen und Ausländern

	1991/1992		1994/1995		2003/2004	
	Deutsche	Ausländer	Deutsche	Ausländer	Deutsche	Ausländer
Ohne Abschluss die Schule verlassen	6.7	20.9	7.7	19.7	7.9	19.2
Hauptschulabschluss (untere Sekundarstufe, ISCED 2A)	25.1	44.4	25.7	43.8	24.5	41.5
Realschulabschluss (mittlere Sekundarstufe, ISCED 2A)	41.6	26.3	40.1	26.8	41.6	29.1
(Fach-)Abitur (höhere Sekundarstufe, ISCED 2B) <sup>1</sup>	26.6	8.4	26.5	9.6	26.0	10.2

1. Der typische Schulabschluss einer Person, die das Gymnasium besucht hat, ist das Abitur nach 12 bzw. 13 Jahren (je nach Bundesland). Verlässt die Person das Gymnasium in einem früheren Stadium, erwirbt sie gegebenenfalls einen der niedrigeren Abschlüsse.

Quelle: Statistisches Bundesamt.

Nach einer OECD-Studie erhielten 2004 mit 60,7 % doppelt so viele „ausländische“ wie deutsche Schüler keinen Schulabschluss oder einen Hauptschulabschluss, beim Abitur waren es 10% gegenüber 26%. (Quelle: OECD 2005: 42)

Die Zahlen haben sich in den vergangenen Jahren nur geringfügig verbessert – und dies, obwohl mittlerweile 70% der Schüler mit Migrationshintergrund das komplette deutsche Schulsystem durchlaufen haben.

Auch zeigt sich, „dass Kinder mit Migrationshintergrund häufiger an SfL [Schulen für Lernbehinderte, P.R.] erzogen werden“ (Deimann (2004: 37) für NRW.) Der Autor der ent-



sprechenden Studie deutet dies als Indiz dafür, „dass die Lehre an Grund- und Hauptschulen häufiger an der Erziehung von Kindern mit Migrationshintergrund scheitert“ (ebd.).

„Der Aufgabenbereich Mehrsprachigkeit ist heute aus der Sprachheilpädagogik kaum mehr wegzudenken. Der Migrantenanteil in sprachtherapeutischen Einrichtungen nimmt ständig zu“, heißt es auf einer Internetseite zu „Mehrsprachigkeit in Sprachheilpädagogik und Logopädie“, und ich nehme an, die meisten werden dem zustimmen. (<http://www.mehrsprachigkeit.net>).

Nach einer vom Hessischen Sozialministerium in Auftrag gegebenen repräsentativen Untersuchung des Sprachstands von 4- bis 4 ½-jährigen Kindergartenkindern im Jahr 2003 „wiesen 22 Prozent der deutschen und 51 Prozent der Kinder mit Migrationshintergrund Sprachentwicklungsverzögerungen oder andere Sprachprobleme auf“.

Nachdem mit Fördermaßnahmen begonnen worden war, wurde 2005 eine neuerliche Untersuchung der Kinder durchführt, nach der „90 Prozent der deutschen Kinder und 66 Prozent dieser Kinder mit Migrationshintergrund“ (<http://www.familienatlas.de/ca/a/bvh>) nun einen altersangemessenen Sprachentwicklungsstand hatten. Dies zeigt, dass Sprachförderung Erfolge zeitigen kann, aber andererseits ist auch erkennbar, dass die Schere zwischen Kindern mit und ohne Migrationshintergrund größer geworden ist.

Sprachstandsmessung und die Feststellung sprachheilpädagogischen Bedarfs bei Kindern mit Migrationshintergrund sind von zunehmender Bedeutung. Der Landesverband Rheinland-Pfalz etwa schreibt 2004: „Die Erfahrungen des letzten Jahres haben gezeigt, dass es für viele Grundschulen schwierig ist, im Rahmen der Feststellung des Sprachstandes bei Kindern mit Migrationshintergrund zu unterscheiden zwischen denen, die für die vorschulische Sprachförderung empfohlen werden sollten und Kindern, bei denen die Zeit vor der Einschulung für eine sprachtherapeutische Intervention genutzt werden sollte.“ Dies hat auch damit zu tun, dass Sprachstandsmessung für mehrsprachige Kinder generell noch zu wenig entwickelt ist (vgl. BREDEL, Ursula (2005)).

Deutschland besitzt nicht die günstigen Voraussetzungen anderer Länder wie Frankreich, dessen Immigranten zu einem großen Teil aus der Frankophonie stammen. Selbst russlanddeutsche Aussiedler beherrschen heute bei der Einreise immer weniger Deutsch.

Daraus entsteht die dringende Notwendigkeit einer intensiven Sprachförderung, die sich nach allen ernst zu nehmenden Studien über einen längeren Zeitraum erstrecken muss, die den Weg in die bundesdeutsche Gesellschaft begleiten muss, also insbesondere ausbildungs- und berufseinstiegsbegleitend zu sein hat.

In dieser Hinsicht ist zwar einiges getan worden, die Bilanz ist aber immer noch mager. Die außerschulischen Förderinstrumente enthalten im Wesentlichen einen 600 Stunden-Crashkurs, für spätere – z.B. berufsbegleitende – Fördermaßnahmen stehen allenfalls 100 weitere Stunden zur Verfügung. Welche Sprache soll in maximal 700 Stunden gelernt werden – unter sozial schwierigen Bedingungen; angesichts eines Schulsystem, das weitgehend auf die unterstützende Rolle der Familie baut, bauen muss? Hier aber liegen offenbar besondere Schwierigkeiten von Migrantenfamilien: angesichts der sozialen Bedingungen, angesichts der elterlichen Bildungskarrieren und Deutschkenntnisse, angesichts kulturell unterschiedlicher Rollenverteilung in der Familie, bei der die Mütter häufig überfordert sind und die Väter oft wenig Unterstützung in der alltäglichen erzieherischen „Kärner-Arbeit“ leisten.

Die sprachlichen Kompetenzen spielen bei alledem eine erhebliche Rolle. Sprache erweist sich im Bildungswesen bis heute eher als Barriere.

Nun wird der kaum zu bestreitende Tatbestand von Bildungsdefiziten als Ausdruck sozialer Ungleichheit im Migrationskontext höchst unterschiedlich diskutiert:

Mein geschätzter Kollege von der Viadrina, der Kulturanthropologe Werner Schiffauer, macht hier drei Positionen aus, die vermutlich jeder von uns auch aus öffentlichen Debatten kennt:

- 1.) eine mit Verweis auf die kulturelle Differenz zwischen Migranten und Nicht-Migranten argumentierende Position fokussiert die Entstehung von „Parallelgesellschaften“, die durch Integrationsförderung und –forderung aufzuweichen seien.
- 2.) eine den Wert der kulturellen Vielfalt betonende Position sieht Immigrantenkolonien als Übergangserscheinungen, die als Anlaufstellen Hilfe bei der Integration böten wie dies die ethnischen Viertel in den USA getan hätten. Nach der berühmten Chicago School of Sociology ist es der Typus des „marginal man“ (Park 1928/1967), der mobile Migrant, der als Brückenbauer zwischen Minderheit und Mehrheit vermittele und dadurch innovatives Potenzial besäße.
- 3.) eine dritte Position sieht Integration als ein normatives Konzept, das einseitige Forderungen an Migranten stelle und eine Ausgrenzungsstrategie verfolge. Der Verweis auf kulturelle Differenz sei „Kulturrassismus“, da damit Kultur als unveränderbar und nicht gleichwertig behauptet würde. (Vgl. Schiffauer 2008: 7ff.)

Während die erste Position kulturell argumentiert, sieht die zweite vor allem ökonomischen Veränderungsbedarf, und die dritte verlangt einen politischen Strategiewechsel.

Hinzu kommt heute oft eine vierte Position, die angesichts der nationenübergreifenden Migrantennetzwerke, der über längere Zeit aufrechterhaltenen Verbindung in die alte Heimat sowie der Pendelmigration z.B. polnischer Arbeitnehmer nach Deutschland von transnationalen Räumen spricht. Unterschiede nach Herkunftsland spielen in diesem Ansatz eine geringere Rolle. Grundlage ist die Erkenntnis, dass Migrantenkulturen sich von den Heimatkulturen unterscheiden, dass Migrantenidentitäten neue („hybride“; vgl. Bhabha 1997a) Mischidentitäten sind, die Spuren des Herkunfts- und Aufnahmelandes und neue Elemente eines „Dritten Raums“ in sich tragen (vgl. Bhabha 1997b).

Wenn wir die vier Positionen etwas vergrößern, können wir sie wie folgt zusammenfassen

### **Migration – Integration?**

- 1 (soziokulturelle) Parallelgesellschaften überwinden => Integration**
- 2 ökonomische Disparitäten überwinden => kulturelle Vielfalt**
- 3 Exklusion durch „Integrationsparadigma“ überwinden => Akzeptanz statt „Toleranz“**
- 4 methodologischen Nationalismus überwinden => transnationale Migrationssysteme**

Die Herabstufung von soziokultureller Differenz zu bloß graduellen Unterschieden im Rahmen einer allgemeinen gesellschaftlichen Heterogenität ist eine Tendenz, die die Ansätze 2 bis 4 bis zu einem gewissen Grade vereint. „Auch bei Nicht-Migranten gibt es Probleme, weshalb die Gegenüberstellung von Migranten und Nicht-Migranten?“, lautet die Argumentation. Es handle sich um soziale, nicht ethnische Probleme. Was übersehen wird, ist die Tatsache, dass eine Häufung sozialer Probleme in bestimmten ethnischen Kontexten

ein Merkmal so genannter „ethnischer Unterschichtung“ ist (Esser 2001), d.h. eine sozial und ethnisch zu lokalisierende Problematik.

Vielleicht spielt dabei eine Art von politischer Korrektheit mit, die nicht-deutschen Mitbürgern nicht besserwisserisch zu nah treten will, schon gar nicht mit normativen Konzepten, mit denen wir uns angesichts der deutschen Geschichte schwer tun.

Ich sehe dagegen eine Parallele zwischen einer über Jahrzehnte verabsäumten Integrationskonzeption und dieser „politisch korrekten“ Ausblendung soziokultureller Differenz: Während es lange Zeit keine nennenswerte Integrationspolitik gab, weil man damit rechnete, dass „Gastarbeiter“ ohnehin irgendwann zurückkehrten, werden Integrationsforderungen heute als Überforderung von Migranten abgelehnt, weil man mit ihnen offenbar nicht als integralem und selbstverantwortlichem Teil der Gesellschaft rechnet. Beide Konzepte muten Migranten nicht gern etwas zu, weil man sie offenbar nicht als Teil der Gesellschaft ansieht: Migrantenbonus und Migrantenmalus sind einander da nicht unähnlich.

Aus der Sicht der Linguistik scheinen mir weitaus größere Anstrengungen und Investitionen in Sprachförderung und sprachliche Integration dringend vonnöten. Hierfür bedarf es der Anstrengungen in allen vier Integrationsdimensionen:

#### **4 Integrationsdimensionen: Sprachförderung und sprachliche Integration**

- der **strukturellen** durch **Sprach- und Bildungsförderung**
- der **sozialen** durch verstärkte **Partizipation und Vernetzung**
- der **kulturellen** durch intensivierte **Elternarbeit und Familienbetreuung**
- der **identifikatorischen** durch Einbeziehung des **Eigenengagements** von Eltern, Schülern und Lehrern bzw. **Fachkräften mit Migrationshintergrund**

Ohne Verkehrssprache gelingt Partizipation nicht – und zwar zum Schaden vor allem der Migrantenbevölkerung, die in den Schulen der bundesdeutschen Großstädte vielerorts bereits die deutsche Mehrheitsbevölkerung ist und es in einigen Jahren noch mehr sein wird. Ein solches Verlangen ist der Exklusion von Migranten umso unverdächtiger, als Sprachförderung die Berücksichtigung der Mehrsprachigkeit einschließen muss. Ist dies ein „normatives“ Konzept, wie es dem so genannten „Integrationsparadigma“ vorgeworfen wird? Ja, natürlich. Aber wir wollen lieber darüber streiten, welche Normen für alle gelten sollen – für Mehrheit wie Minderheit – als darüber, ob gemeinsame Normen angelegt werden dürfen.

Damit sind wir an unserer letzten Station angelangt, der der Wissenschaft selbst.

### **3 Sprache in der Wissenschaft: disziplinär – interdisziplinär – transdisziplinär?**

Die oben genannte Tendenz, von binären Oppositionen wegzukommen und Übergangsräume, Zwischenzonen, Dritte Räume zu erschließen, die Überlappung und Hybridität hervorzuheben, ist gerade in den Kulturwissenschaften eine moderne Entwicklung. Sie ist – wenn man so will – „trendy“. Die Kulturwissenschaften haben in relativ schneller Folge eine Reihe von wissenschaftlichen Paradigmenwechseln, neudeutsch „turns“ miterlebt. Spätestens seit dem „postcolonial turn“ misstraut man binären Kategorien, die uns im „(westlichen) Wissenssystem“ so geläufig sind (Bachmann-Medick 2006: 187) – wie „aktiv/passiv,



Kultur/Natur, männlich/weiblich usw., die sich [...] als angreifbare eurozentrische Konstrukte erweisen“ (ebd.: 190). Seit dem „linguistic turn“ wird „Kultur als Text“ (ebd.: 70) verstanden. Was uns als fremd erscheine, sei Ausdruck einer „Narration“, Ergebnis der „problematischen Konstruktion des ‚Anderen‘ (‚Othering‘)“ (ebd.: 185). Diese Erkenntnis mag man als einen wissenschaftsmethodologischen Fortschritt ansehen, der es ermöglicht, Bereiche, die weit voneinander entfernt schienen, in ihrer gegenseitigen Beeinflussung und Durchdringung zu verstehen: Organische und psychische Befunde, Gesundheit und Krankheit, Norm und Abweichung... Der Gewinn liegt darin, Komplexität zu erforschen, z.B. Krankheitsursachen aus dem Zusammenwirken verschiedener Beeinflussungsfaktoren zu erklären. Der Gewinn liegt nicht etwa darin, sich in ein Reich der Beliebigkeit zu flüchten, in ein Nirwana des „Alles-hängt-doch-mit-allem-irgendwie-zusammen“. Laienkenntnisse sind eine wichtige Quelle für die wissenschaftliche Diagnose – und man fragt sich, warum sie nicht viel systematischer einbezogen werden. Aber Laienkenntnisse sind kein Ersatz für wissenschaftliche Methoden, sie sind keine Amnestie für Scharlatanerie.

Wissenschaft, die ihrer Gegenstände gewiss ist, wird – wo es sinnvoll ist – verschiedene Disziplinen einzubeziehen und den eigenen Elfenbeinturm verlassen, d.h. interdisziplinär sein. Die Begründung ist einfach: Die Probleme der Welt scheren sich nicht um Disziplinengrenzen, sie wollen gelöst sein.

Dies ist auch das Verständnis der Kulturwissenschaften an der Viadrina. Wir haben bei uns eine lange Auseinandersetzung darum geführt, wie dies zu bewerkstelligen ist, ohne dass man permanent in einer Art von Universaldilettantismus auf fremdem Felde wildert, ahnungslos, aber guter Dinge.

Es gibt auch bei uns neben der Interdisziplinarität ein konkurrierendes Wissenschaftsverständnis, das die Bezeichnung *transdisziplinär* für sich in Anspruch nimmt. Es besagt: Die Fachgebiete der Wissenschaft hätten ihre Berechtigung verloren, die neuen Gegenstände lägen im Dritten Raum jenseits der Disziplinen, hybride, einander überlappend und mit gänzlich neuen Folgewirkungen. Dies ist mitunter zutreffend – und manche der hier vertretenen Fachgebiete verdanken sich dieser Erkenntnis.

Aber es wird die Disziplinen nicht überflüssig machen. Interdisziplinarität schlägt die Brücke über Disziplinengrenzen. Disziplinen haben einen enormen Wissensschatz aufgehäuft und besitzen ein jeweils spezifisches Methodeninventar. Wissen und Methoden über Fächer-grenzen zusammenzuspannen ist nicht leicht, und manchmal scheitert es schlicht an den einander unverständlichen Wissenschaftssprachen. Aber Interdisziplinarität erlaubt die Einbeziehung des Sachverstands mehrerer Fächer aus erster Hand. Interdisziplinarität bedarf des Brückenschlags und der Zusammenarbeit der Disziplinen. Frei nach dem Motto: Was wäre ein Intercity ohne Citys?

### **Schluss: Von Brückenbauern und Grenzgängern**

Sprache als Brücke? Eine schöne Metapher ist die Brücke sicherlich. Häufig ist sie allerdings eher Anspruch als Realität. Wie gemacht für ein Kongressmotto, das den Teilnehmern und Interessierten ein fröhliches *Frisch-auf!* zurufen möchte. Wie wir gesehen haben, ist die Brücke etwas, das mühsam gebaut werden muss, hart erarbeitet, über Grenzen hinweg, gegen Widerstände. Soweit es die Sprache betrifft, mag das daran liegen, dass wer die Sprache hat, sie für das Normalste der Welt hält, ja für den normalen Ausdruck der Welt selbst.

Sprache kann Brücke oder Grenze sein, oder beides zugleich. Wie geht das zusammen? Sie schließt ein, und sie schließt aus. Sprache dient nicht immer nur der dem Zweck, sich zu verständigen; manchmal dient sie auch dazu, sich nicht zu verstehen. Manchmal ist die

Brücke eine Einbahnstraße, wie wir es etwa mit der Ausbreitung des Englischen zur internationalen Lingua Franca erleben, oder sie ist eine Autobahn in der einen Richtung und ein schmaler Fußpfad in der anderen Richtung, wie wir das im deutsch-polnischen Verhältnis erleben. Manchmal ist die Überquerung unerwünscht oder angstbesetzt, wie im Falle von Minderheiten, die um ihr „Überleben“ fürchten. Manchmal ist sie ein blumiger Weg ins Nirwana, wie in manchen postmodernen Wissenschaftstexten.

Was überbrückt, ist nicht die Sprache, es ist der Sprechende, die Fähigkeit und Bereitschaft des Sprechenden zur Kommunikation, zum Brückenschlag über Grenzen des Nichtverstehens und des sprachlich Fremden.

Brückenpassanten sind Grenzgänger. Grenzüberschreitende sind heute beliebt, Grenzgängertum genießt Prestige. Aber Grenzgänger sind nirgendwo zu Hause, Grenzgänger sind auch eine Zumutung für den Anderen, sie dringen in fremdes Territorium ein. Vor dem Brückenschlag kommt die Anerkennung und Achtung der Grenze. Sich auf den anderen einzulassen, heißt, sein Territorium zu achten. Und den geeigneten Weg für den Brückenschlag zu suchen.

Grenzen infragezustellen heißt zunächst, sie zu akzeptieren. Dies gilt im Alltag, in der Kultur wie in der Wissenschaft.

Ein Plädoyer für die Anerkennung von Schranken und Grenzen? Eher für die Freiheit ihrer Öffnung?

In Kenntnis der Grenzen immer wieder den Brückenbau zu betreiben, das ist vielleicht die Herausforderung, die uns im Beruf wie im Privaten beschäftigt. Und wenn dieses Wirken von Erfolg ist und der Übergang so leicht und die Grenze so durchlässig werden, dass die Brücke kaum noch ins Bewusstsein tritt, hat der Brückenbauer seine Arbeit getan – das Werk beginnt anderswo von Neuem

In Ihre Arbeit entlassen möchte ich Sie nun mit den Worten des in Mansfeld, Brandenburg, geborenen Gottfried Benn:

***Leben heißt Brückenschlagen über Ströme, die vergehn.***

(Gottfried Benn: Epilog, 1947)